



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Westfalens Tierleben in Wort und Bild**

[Säugetiere]

**Landois, Hermann**

**1883**

3. Familie. Marder. Mustelida.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-34901**

In der Gefangenschaft wurden junge Füchse erst einmal und zwar im zoologischen Garten zu London gezüchtet; Bastarde zwischen Fuchs und Hund sind bis jetzt mit Sicherheit noch nicht konstatiert und alle darauf gerichteten Versuche in zoologischen Gärten zc. erfolglos geblieben. Doch wird die zoologische Sektion mit solchen Versuchen fortfahren.

Die Füchse leiden vielfach an der Räude, so daß sie infolge derselben alle Haare verlieren. Dieselbe entsteht durch eine der menschlichen Krätzmilbe nahe verwandte Art derselben Gattung, die Fuchskrätzmilbe, *Sarcoptes vulpis Fürst.*, welche kolonienweise in den dichtgedrängten, in Krusten befindlichen Gängen auf der Haut des Tieres lebt. Ob die Tollwut unter den Füchsen vorkommt, ist wohl noch eine offene Frage.

### 3. Familie. *Marder*, Mustelida.

#### Der Dachs, *Meles taxus Pall.*,

als Einsiedler unter den Säugetieren bekannt, bewohnt selbstgegrabene Baue (vgl. Fig. 46), die möglichst so angelegt werden, daß die Ein- und Ausgänge zwischen Felspalten hineingearbeitet sind und sich der Kessel dann recht tief in der Felswand befindet. Oder der Bau ist in einen Berg oder Hügel hineingearbeitet, und wo auch diese nicht vorhanden sind, gräbt der auf seine Selbständigkeit vertrauende Grimmbart seine Röhren möglichst tief schräg in die Erde. Im Sommer kommt es vor, daß er sich gleich dem Geldmann, der seine Villa auf dem Lande besitzt, provisorisch auch im offenen Felde unter dem hohen Getreide einen Bau gräbt, den er aber verläßt, sobald die Ernte sein Besitztum mit Niederlegen bedroht. Herr Mecke fand auf dem Gute Vollbrexen bei Büren sogar einen Dachsbau auf freiem Felde unter einem Strohdienem; dort hatten zwei Dachsje ihren Winterschlaf gehalten und wurden erst durch das Abräumen des Dienems im Frühjahr zum Verlassen des Baues veranlaßt.

In dem Baue nun wohnt im Mai, Juni oder Juli die ganze Familie, 6 bis 7 Köpfe stark beisammen, und wenn die flammende Hochsommer Sonne nach langer Tagesarbeit dem Wald und den weidegrünen Hügeln gute Nacht gewünscht hat, um anderswo ihr segensreiches Lebenswerk fortzusetzen; wenn im Dämmerseine des scheidenden Tages zitternde Nebelschleier an dem Hügelrande emporsteigen, dann fängt für Grimmbart und seine Familie die Zeit des thätigen Genusses an. Auf



Dachs vor seinem Bau (Fig. 46).

dem Spielplatz vor dem Bau, der schon dem Großvater und dem Urgroßvater Schutz und Schirm gewährte, tummeln sich die Sprossen der jüngsten Generation mit fesselnder Possierlichkeit. Watschelnden Ganges und mit plumpen Geberden spielen sie „Fange-mich“; man setzt sich auf die Hinterbeine oder hebt die dicken Bäuche aufrecht gegen einander, um sich in Größe und Umfang zu messen; klatschende Schläge sind das Zeichen der Unzufriedenheit, denen wieder eine zärtliche Umarmung unter den Geschwistern und ein gemeinsam riskierter Purzelbaum nachfolgt. Dann verläßt im sicheren Dunkel der Nacht die Familie den Spielplatz und marschiert, die Alte voran, die Jungen im Gänsemarsch folgend, zum nahen Felde, um hier auf Viehweiden die wohlschmeckenden Mistkäfer, anderwärts andere Insekten und Gewürm, kleine Säugetiere und Reptilien, oder reisendes Obst und süße Beeren zu haschen und zu naschen. Daß sie selbst Mäuse nicht verschonen, beobachtete Herr Mecke 1875 in einem Wintergerstenschlag häufig bei Nacht, während der eifrige Jäger dort die schädigenden Wildschweine mit tödlicher Waffe belauerte. Dorthin kamen häufig gegen 11 Uhr zwei Dachse, das Getreidefeld durchschnuppernd und von Zeit zu Zeit mit den scharfen Tazen in die Erde fassend. Dem folgte dann alsbald ein klägliches Piepen nestjunger Mäuse und der folgende Tag zeigte, daß die klugen Tiere mit unfehlbarer Sicherheit die Nester mit der Mäusebrut erspürten und die bergende Erde darüber aufgestochen hatten. Selbst am hellen Tage traf ein Bekannter des Herrn Schacht eine Dachsfamilie in seinem Gehölze; die

Alte schnitt zwar beim Erblicken des ungebetenen Zuschauers ein bitterböses Gesicht, ließ aber ihre etwa 8—10 Wochen alten Jungen nicht im Stich.

Der Reißzahn des Dachses ist schwach ausgeprägt; im übrigen stimmt er in der Anzahl der Zähne mit den eigentlichen Mardern überein:

$$\frac{1 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 1 \cdot 4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3 \cdot 1 \cdot 1}{4 \cdot 1 \cdot 1}$$

auch ist der zweite Schneidezahn des Unterkiefers aus der Zahnreihe zurückgestellt.

Der Dachs ist ein pedantisch reinliches Tier, aber zänkisch und unverträglich, ein mürrischer Einsiedler, der von dem kleinsten Teckel in die Enge getrieben wird und von seinem kräftigen Gebisse nur im äußersten Notfalle Gebrauch macht. Ist nach der Zeit der Brunst und des Sommers wieder die gewohnte Gemütsruhe eingetreten und dem Dachs so von innen heraus auch Gelegenheit gegeben, den Gaben des Herbstes mit Anteil sich zuzuwenden und sich feist zu fressen und unter der Schwarte reiche Reservestoffe aufzuspeichern, dann zieht sich der Sonderling, wenn der härter werdende Boden ihm das Eindringen verwehrt, zur Winterruhe zurück. Einen eigentlichen Winterschlaf hält der Dachs nicht; nur pflegt er zu dieser Zeit mehr der Ruhe und verläßt seltener seinen Bau.

Der Winterpelz unterscheidet sich beim Dachs wohl kaum von dem Sommerleide, ist doch auch die Temperatur, welche den Winter durch in dem warmen Baue herrscht, nicht verschieden von den milden Sommernächten, in denen das Freie gesucht wird. Die Färbung des Pelzes mit dem Wechsel von Grau und Weiß, den schwarzen Streifen am Kopfe und den weiß und schwarz geringelten Haaren ist schwer zu beschreiben. Die kleinen Nestjungen tragen nach Altum kurze, hellstiefelbläuliche Wolle, worin die später weißen und schwarzen Stellen schon zu erkennen sind. Die 3 Jungen, welche eine Dächsin unseres zoologischen Gartens am 17. März 1877 gesetzt, die aber nur kurze Zeit am Leben blieben, hatten fast unbehaarten Kopf und die schwarzen Streifen fehlten ganz. Sie maßen ohne den Schwanz 12 cm und ihre Stimme war dem Knirschen einer Thürrangel ähnlicher als dem Gesänge einer Nachtigall. Von dem alten Dachs hört man selten eine Stimme, wenn er aber einmal sein Klagegeschrei hören ließ, dann hat er auch die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. So erzählt Altum, daß bei dem Rittergute Hülschhoff in der Nähe von Münster sich einmal allabendlich gellende aber in ihrer Herkunft unerklärliche Schreie hören ließen, so daß die zum Kühemelken ausgegangenen Mädchen schleunigst die Flucht ergriffen. Das „Schreiding“ konnte nur ein Dachs gewesen sein. Den Tod erleidet der angeschossene Dachs ohne Klage, ohne Laut. Wenn sich in unserem

zoologischen Garten die Dachse unverträglich mit einander balgen und beißen, so lassen sie dabei ein unangenehmes Kreischen hören. Bei diesen Balgereien drängen sie gern mit dem Hinterkörper gegen einander, um sich so gegen den Biß des anderen zu schützen.

Unter dem Schwanz besitzen die Dachse ein sackartiges Organ, 6 cm im Durchmesser und 2,5 cm tief. Diese Tasche enthält ein Sekret, das aus einem dem käsigem Teile der Milch ähnlichen Stoffe besteht, nur wenig Fett. Die Tasche scheint bei jungen und erwachsenen Tieren eine verschiedenartige Bedeutung zu haben. Die jungen Dachse saugen gern daraus und zwar schlürfen sie jedesmal, nachdem sie Milchnahrung zu sich genommen haben. Liegen sie allein, so saugen sie aus der eigenen Tasche, befinden sich aber mehrere Junge in demselben Neste, so saugen sie aus der Tasche ihres Nachbarn. Daher mag wohl der im Volke gebräuchliche Spruch stammen: Der Dachs zehrt im Winter vom eigenen Fett. Sobald die Jungen zu anderer Kost übergehen, hört das Schlürfen aus der Tasche auf und bei den Alten findet es nie mehr statt.

Die Kollzeit fällt, wie dies die neuesten zuverlässigen Beobachtungen festgestellt haben, in die Monate September und Oktober, sogar schon wohl in den August, und nach etwa einem halben Jahre werden die Jungen im Monat März abgesetzt.

Dies an den Erdboden gebundene sonderbare Tier mit dem plumpen Körperbau und den bärenartigen Taten, mit kurzem Schwanz und kurzen Ohren, ist ein naher Verwandter der langen, schmalen, flinken Marder und kann selbst als ein Erdmarder bezeichnet werden. Für den Jäger hat der breitrückige gutmütige Gesell viel Interessantes und die Jagd auf ihn wird in mancherlei Weise betrieben. Am häufigsten wird er im Herbst, von Mitte Oktober bis Mitte November aus seinem Baue ausgegraben, da man auf sein Fell vielfach noch sehr erpicht und auch nur während dieser beiden Monate die Jagd gesetzlich gestattet ist. Sehr umfangreiche und schwer zu grabende Dachsbaue werden Mutterbaue genannt, die sich oft seit Menschengedenken immer wieder an derselben Stelle befinden, und auch oft sehr viele Ein- und Ausgänge und mehrere Kessel haben. In solchen Bauern herbergen wohl mehrere Dachsfamilien und selbst Füchse siedeln sich friedlich mit an. Um nun aus solchen in Westfalen vielfach bekannten Bauern den fetten Schmeerbauch herauszufangen, werden Sackjagden veranstaltet. In einer klaren Mondnacht ziehen die Jäger mit recht starken, durch feste Weidenbügel oben offen gehaltenen Säcken zum Baue, nachdem Tags zuvor schon am Eingange jeder Röhre einige kleine Ruten lose in die Erde gesteckt worden. Grabwerkzeuge und Blendlaternen sind zur Stelle; die Rütchen

werden revidiert und siehe da, an einer Röhre sind sie nach außen geschoben, ein Zeichen daß Meister Grimmbart ausgefahren ist. Die abseits oder sonst unbequem gelegenen Röhrenmündungen werden zugestopft und in etwa 5 offen gelassene Gänge je ein Sack hineingeschoben. Gegen 12 Uhr kündigt ein Signalschuß der schon vorher benachrichtigten Treiber an, daß dort die Hunde losgekoppelt sind. Nun wird es lebendig, denn die Hunde jagen, was sie finden, meist Hasen und auch wohl ein Reh. Jeder steht regungslos an einen Baumstamm sich lehrend, um den Dachs nicht zu übersehen, der bei dem Lärmen vorzieht, die Eichel in Stiche zu lassen und seiner sicheren Klaufe zuzustreben. Nun raschelt es im herbstlichen Laube; der Dachs kommt herangetrottet und findet einen Teil seiner Zugänge verschlossen. Hier aber ist einer offen und da geht es mit möglichster Hast hinein; hinter ihm wird noch rascher der Bügel zgedreht, der Sack herausgezogen und dem Gefangenen ein betäubender Schlag über die Nase versetzt, der allen Widerseßlichkeiten ein Ende macht. Schon hat wieder Einer, dem Eile thut Not, einen Reservesack in die Röhre geschoben und bald sitzt ein zweiter Dachs an derselben Stelle gefangen, während ein Dritter sich eine andere Röhre als todbringende Falle aussucht.

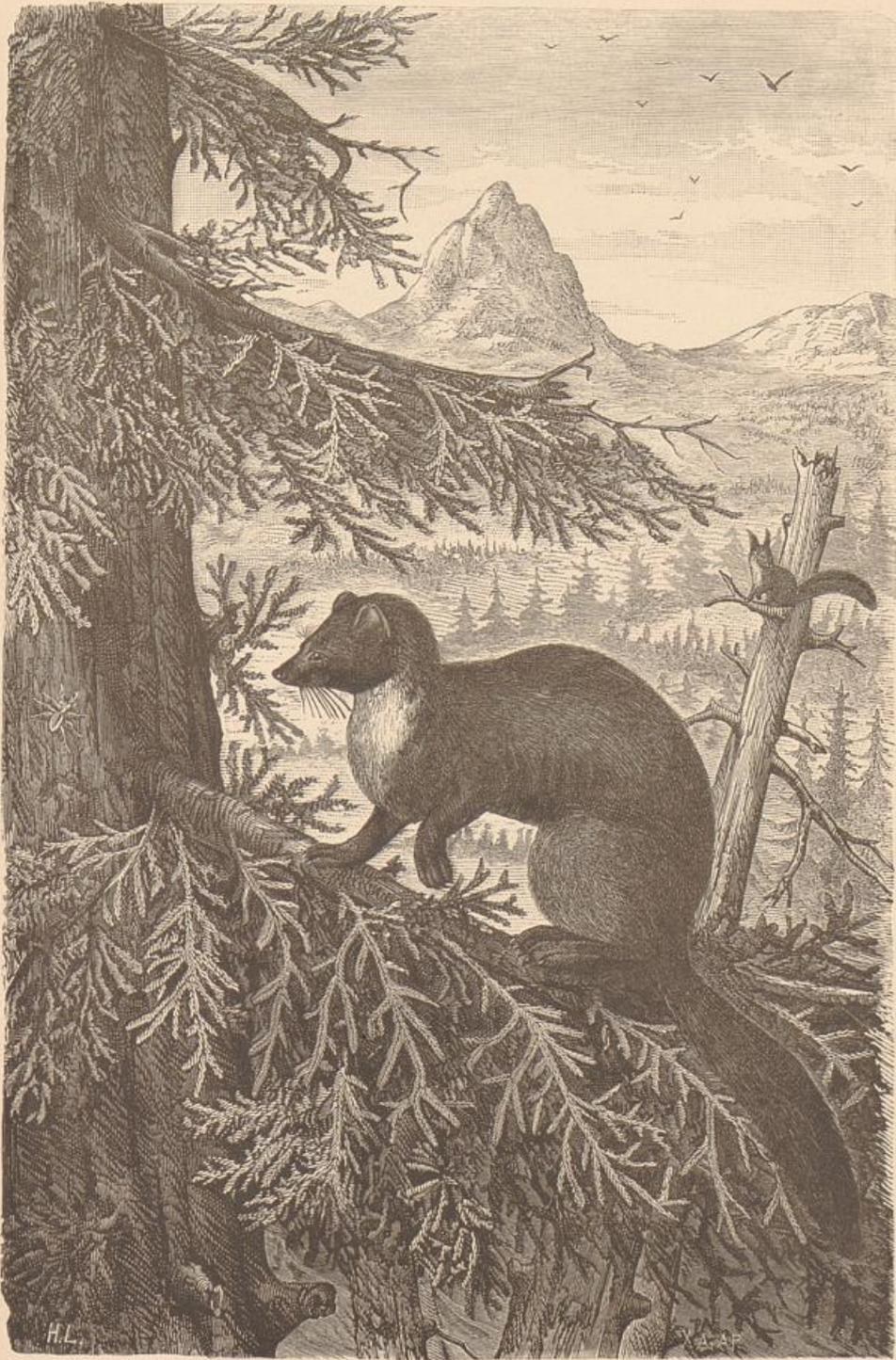
Man stellt auch Tellereisen vor die Ausgangsröhren oder auf dem Wechsel über der Erdoberfläche auf, oder der Jäger stellt sich, wenn er Geduld besitzt, in der Nähe des Baues auf, bis der gutmütige Einsiedler seine Klaufe verläßt, um durch einen vollen Schrottschuß vor den Kopf getötet zu werden. Endlich wird auch der arme, vielverfolgte Dachs in mond hellen Nächten auf offenem Felde mit Hunden gehegt und dabei erlegt.

Sein Fleisch wird wegen des starken Geruches und Geschmades sowie wegen seines Fettreichtums von den Meisten verschmäht, wenn es aber eine Zeit lang in fließendem Wasser gelegen hat und gut zubereitet wird, dann schmeckt es gar nicht übel. Im zoologischen Garten wenigstens hat uns das Fleisch zweier Dachse als Ragout wie im Braten vorzüglich gemundet und würden wir uns keinen Augenblick bedenken, bei einer neuen Gelegenheit mitzuessen. Jedoch der Geschmack und die Ansichten über das Dachsfleisch sind sehr verschieden. Es mag noch erwähnt werden, daß der Dachs schon als Trichinenträger erkannt wurde. Vor einigen Jahren, so teilt uns Prof. Altum mit, sind eine Anzahl Akademiker durch einen gebratenen Dachsrücken heftig an der Trichinose erkrankt, obgleich die meisten des schlechten Geschmades wegen kaum einen Bissen genossen hatten. Bei solchen Waidmannsesssen sollte also das Fleisch durch und durch gar gekocht oder gebraten sein!

Der Edelmarder, *Mustela martes* L.,

auch Baumarder (vgl. Fig. 47) genannt, liefert mit seinem kastanienbraunen, häufig von der Schnauzenspitze bis zum Rutenende oben fast gleichfarbigen Balg, der unter dem Halse einen gedrückt herzförmigen, matt honig- oder dottergelben Flecken zeigt, eins der besten, schönsten und wertvollsten Pelzwerke unserer Gegend. Nach der starken Behaarung der Ferse und der Sohle, die ihm einen unhörbaren Gang gestattet, sollte man meinen, daß der Edelmarder zum Schleicher bestimmt gewesen sei; wer ihn aber am hellen Tage hinter einem Eichhörnchen hat herfürmen sehen, wird diese verächtliche Eigenschaft unserm Nobelmanne nicht zuschreiben. Sein gelenkiger Körper, zum Laufen wie zum Klettern gleich gut eingerichtet, läßt ihn die sichersten und elegantesten Sprünge und Wendungen vollführen; seine kräftig sehnigen Läufe mit den spitzig scharfen, an der Spitze etwas gebogenen Krallen, die an der Unterseite eine feine Rinne tragen, bringen ihn auf dem freien Boden wie auf dem astreichen Baume rasch seiner Beute zu, die einmal erreicht unentriembar gefaßt wird. Eine eigentümliche Gelenkung der Hinterbeine gestattet dem Edelmarder sogar, gleich dem Eichhörnchen kopfunter am Baumstamme herabzulaufen. Er vertilgt große Mengen der im Walde sich aufhaltenden Mäuse, erfaßt aber auch Hasen und würgt sogar ein Rehkitzchen; die Nester der größeren Eulen und die Raubvogelhorste läßt er unbehelligt, aber Hasel-, Birk- und Auer-Wild verschont er nicht, wenn diese bei tiefem losem Schnee sich Gänge wühlen, um zu ihrer Nahrung zu gelangen; und von Staren, Spechten, Meisen und dergl. verzehrt er Junge und Alte. Die Eichhörnchen jagt er von Boden zu Baum, von Ast zu Ast auf weite, weite Strecken und wo die Weibchen mit den jungen Mardern ihr Jagdgebiet haben, da bleibt selten eins dieser niedlichen aber keineswegs nützlichen Tierchen übrig.

Die Edelmarder und besonders die Weibchen derselben halten ziemlich regelmäßig ihr Lager, hohle Bäume bevorzugend, wo des Spechtes hackender Meißel bereits einen Zugang geschlagen hat, und polstern solche Lager mit Moos und auch mit den weichen Federn ihrer geflügelten Opfer aus. Aber auch ein Krähen- oder Eichhornsnest, der verlassene Horst eines Raubvogels, selbst die nackte Felsenkluft oder ein unbedeckter Kohlenmeiler, geklastertes Holz und Reifighaufen genügen ihnen, darauf oder darin der Ruhe zu pflegen. Bei der großen Ausdehnung, die ihr Jagdrevier meistens hat, und innerhalb dessen sie selbst Bäche durchschwimmen, kehren sie oft erst nach acht Tagen zu derselben Stelle zurück.



Edelmarder (Fig. 47).



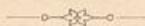
Finden sie Nahrung im Überfluß, so lassen sie häufig das Fleisch der erwürgten größeren Tiere liegen und laben sich nur an dem Blute, das sie mit Vorliebe schlürfen, und an dem Gehirn, das ihnen unter allen Umständen ein Leckerbissen ist. Wenn die Nahrung spärlich wird, nehmen sie mit dem Ausbruch von Rehwild, und dergl., dem Hasengescheide, toten Vögeln und Mäusen vorlieb. Hat ein Baummarder einen Dohnengang für Kramtsvögel entdeckt, so besucht er diesen tagtäglich und nimmt nicht allein die gefangenen Vögel fort, sondern auch die als Lockspeise aufgehängten Ebereschbeeren, denn auch derlei saftige Früchte sind ihm willkommene Nahrung. Trifft er mit dem Fuchs auf dem Jagdzuge zusammen, so muß der Marder natürlicherweise den kürzeren ziehen, und den erbeuteten Hasen jagt ihm jener wohl manchmal ab.

Über ein Zusammentreffen von Edelmarder und Hase erzählt Herr Landwirt Becker in Hilschenbach folgendes. „Im Winter 1853 kam ich bei frischem Spürschnee an einem jener seltenen Tage, wo die Büsche, die Äste und selbst die Stämme der Bäume unter der Bucht des aufgelagerten Schnee's sich nach allen Richtungen neigen und so die bekannteste Gegend völlig fremd erscheinen lassen, durch einen ginsterbewachsenen Hauberg über einen Schlittenweg, worauf den Eindrücken nach sehr flüchtig ein Hase gelaufen hatte. Zu beiden Seiten der Spur lag ausgerupfte Hasenwolle und bald auch ging die Spur des armen Lampe in die eines Baumarders über. Die Rückspur führte zu einem frischen Hasenlager, und ein Meter davon entfernt endigte eine Baummardersfahrte. Die Eindrücke im Schnee zeigten deutlich, daß der Marder unter Wind herangeschlichen war und von hier den gelungenen Fangsprung gethan hatte. Wie der Hase den unwillkommenen Besuch seines blutlechzenden Gegners aufgenommen, kann man sich denken: er wird in der rasendsten Flucht sein Heil gesucht haben, aber vergebens. An der Stelle oben, wo des Hasen Spur in die des Marders überging, fand ich kaum ein Anzeichen von Blut und Wolle, aber als ich mit dem Fuße in den Schnee neben dem Wege stieß, kam ein noch warmer Hase ohne Kopf zum Vorschein, den der Marder so schön verscharrt und bedeckt hatte, daß davon auch nicht das geringste zu sehen gewesen. Aus den kurzen Schritten der verfolgten Spur ließ sich schließen, daß der Mörder gut gesättigt und in behaglicher Gangart seinen Weg fortgesetzt hatte. Da die Spur in ein mir sehr bekanntes Wäldchen führte, wo Krähen- und Eichhörnchennester waren, zog ich meinen Jagdfreund zum Verfolgen mit heran. Der kommt mit der Bracke, sieht und schießt . . . fehl, denn der Marder eilt spornstreichs in ein achtjähriges Fichtenstück. Der Hund jagt laut nach, der Marder setzt sich in den schneebedeckten Fichten zur Wehr, der Schnee stäubt, der Hund klagt, aber weiter

geht die Heze. Nach stundenlangem Jagen in dem kaum einen Morgen haltenden Fichtenbestande wird der Hund, von Mässe und Kälte und verschiedenen Bissen des kleinen Wüterichs heimgesucht, so müde, daß die Jagd aufgegeben werden mußte.“

Zuweilen lagert der Edelmarder in ganz hohlen Stämmen, aus denen er durch Röcheln, Klopfen oder Stoßen mit langen Stangen wohl herauszutreiben ist. War dann aber der Schütze nicht gewandt genug, den Marder bei den ersten Sprüngen zu erlegen, so warte er ruhig ab, bis das Tier nach 40—50 Sprüngen sich seines Unrates entledigt und dann ein sicheres Ziel gewährt.

Im Pippeschen ist der Edelmarder auch noch häufig; Herr Schacht fand ein Nest mit 4 Jungen nur 5 Meter vom Boden in einem alten Eichhörchenbau; ein andermal ein schlafendes Exemplar in einem Elsterneste, das in einer dichten Hecke stand. Vor einiger Zeit spürte der Hund eines bei Feldrom im Walde treibenden Hirten einen Edelmarder in einem dichten Dornbusch auf, zerrte ihn heraus und biß sich tapfer mit ihm herum. Der Hirt gewahrt den Kampf, eilt seinem Pphylax zu helfen herbei, will mit seinem Stecken den Marder über den Kopf schlagen, trifft aber unglücklicherweise die Nase des Hundes, der betäubt zu Boden sinkt, während sein Gegner blitzschnell dem nächsten Baume zuspringt und verschwindet. —



#### Der Steinmarder, *Mustela foina* L.

Dem Edelmarder in allen Körperteilen an Größe nachstehend und an der weißen Kehle sofort von diesem zu unterscheiden, ist der Steinmarder ein allgemein verhaßter Räuber, da er sich in einzeln stehenden Ökonomiegebäuden, Scheunen u. s. w. aufhält und von hieraus gegen das Hausgeflügel in einer Weise wütet, die auch den indolentesten ländlichen Besitzer aufstachelt und dem kleinen Einbrecher bald arge Verfolgung auf den Hals zieht. Selbst in die Städte hinein wagt er sich und namentlich bei Gewitterluft sieht man das unruhige Tier über die Dächer hinschlüpfen. Er klettert und springt nämlich ebenso gut wie sein vorbeschriebener Vetter und wird auch wie dieser in Tellereisen, Kasten- und Prügelfallen gefangen. Herr Mecke fand im März 1860 in einer Scheune zwischen Stroh vier etwa 8 Tage alte Steinmarder, und fing am 4. April 1872 im Tellereisen ein Weibchen, welches Junge säugte.

Auch dieser Marder vertilgt eine Menge Mäuse, deren Nester man in den Excrementen zahlreich vorfindet. Er ist übrigens noch mordsüchtiger als der Baummarder und läßt kaum ein lebendes Tier, das er bewältigen kann, mit dem Leben

davon kommen. So mordet der Grausame in Hühnerställen und Taubenschlägen Duzende der kreischenden Hennen oder der wildflatternden stummen Tauben, um mit einem einzigen Beutestück im blutigen Rachen wieder das Weite zu suchen, ein Schlachtfeld zurücklassend, dessen Anblick dem betroffenen Tierfreunde das Herz zerreißen möchte. Diese grausame Zerstörungswut und der Umstand, daß die Steinmarder sich um Vertilgung der Mäuse oder anderer schädlicher Tiere durchaus nicht in dem gleichen Verhältnisse wie der noblere Vetter verdient machen, lassen ihre scharfe Verfolgung unter allen Umständen gerechtfertigt erscheinen.

Verwundet eingefangen verbeißt sich der Marder nicht selten derart, daß sein Rachen nur mit der größten Gewalt geöffnet werden kann. Einem Landmann hatte, wie unser Gewährsmann erzählt, der angeschossene Marder sich derart in den Daumen verbißen, daß der hilflose einsame Jäger eine Schmiede aufsuchen mußte, wo er mittels der Zange von seiner lebendigen Fessel befreit wurde. Auch kommen die zählebigen Tiere, wenn eins für tot in die Jagdtasche geschoben worden, zuweilen zum Schreck und Schaden des Jägers wieder zu sich, daher man gut thut, ihnen vorher die Beine mit einem Stricke zusammen zu binden.

Jung eingefangene Marder lassen sich zähmen und gewähren dann durch ihre Lebhaftigkeit, Anhänglichkeit und Gewandtheit viel Vergnügen; aber die natürliche Raubgier und der angestammte Blutdurst verläßt sie nie, und wenn es dem lebenswürdigsten Gefangenen einmal gelungen ist, ein Huhn oder dergleichen zu erwürgen, dann ist mit dem Zögling nichts mehr anzufangen.

Daß Kreuzungen zwischen dem Stein- und dem Baummarder vorkommen, wird vielfach angenommen und Herr C. Mecke fing im Winter 1869 in der Gutsforst bei Bollbrenen, Kreis Bären, ein Exemplar, welches bei frisch gefallenem Schnee aufgespürt und lebend aus einem hohlen Baume herausgezogen wurde. Dasselbe war nicht so hell, wie der Steinmarder, aber auch nicht so dunkel gefärbt wie es der Baummarder ist; die Kehle war nicht weiß, wie bei ersterem, aber auch nicht so orangegelb wie bei letzterem, sondern weiß mit gelblichem Anfluge. Mehrere Fachleute waren damals der Ansicht, daß dies Exemplar unbedingt aus einer Kreuzung von Baum- und Steinmarder hervorgegangen sein müsse. Derartige Farbenvarietäten kommen nach Prof. Altums Mitteilung oft vor, wodurch die Bastardnatur wieder mehr als zweifelhaft wird.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß alle jungen Marder beider Arten in der Jugend keinen gelben oder weißen Kehlfleck besitzen.

Der gemeine Iltis, *Mustela putorius L.*,

liefert auch einen recht zarten hübschen Pelz, denn dessen pechbraune Grammen heben sich gegen den namentlich an den Körperseiten stark durchscheinenden gelben Wollpelz prächtig ab, und die Unterseite, Beine und Schwanz sind tiefbraun, während Lippen, Nase, Kinn und Ohrrand sowie ein großer Fleck zwischen Auge, Ohr und Mundwinkel sich weiß abheben (vgl. Fig. 48).

Seine Jagdreviere sind mehr die feuchten und an der Erde gelegenen Schlupfwinkel, wie Stallungen, Kanäle, Holzstöbe in der Nähe von Wohnungen; selten trifft man ihn auf den Bodenräumen und auch dann nur, wenn er bequem dahin gelangen kann, denn Klettern scheint ihm unbequem und verhaßt zu sein. Auch trifft er seine Hauptnahrung, die ja in Ratten, Mäusen, Fröschen, Igel und dergl. besteht, am sicheren Boden mehr als in der Höhe, wo ja auch schon sein feinerer Better von vorhin sein Jagdrevier hat. Denn die gegenseitige Verwandtschaft unter den Mitgliedern der Marderfamilie, die gegenseitige Ergänzung in bezug auf die Lokalitäten, innerhalb deren sie ihre natürlichen Lebensaufgaben erfüllen, erinnern an die gleichen, oben geschilderten Verhältnisse bei den Fledermäusen. Auf diese Weise lernen wir verstehen, in wie harmonischer Weise die Glieder der Wesenskette und ihre Verrichtungen ineinandergreifen, welche nur auf die Erhaltung des Individuums und der Art gerichtet scheinen, und doch in den großen Lebensplan hineinpassen, wie die einzelnen Säulen und Glieder eines erhabenen Tempels, an dem alles Einheit und Harmonie ist, möge der einzelne Teil auch nach unseren Begriffen noch so geringwertig sein.

Im Freien folgt unser Iltis gern dem Laufe der Bäche und Flüsse, um unter dem Ufer Frösche und Ratten zu erbeuten. Diese verfolgt er in lebhaftem Zagen, saugt den erfaßten das Blut aus und schleppt sie dann nach seinem Lagerplatz, welcher bald unter einem Uferhang im Buschwerk, bald in Erdhöhlen, verlassenen Stollen, in Steinbrüchen, unter Reifighaufen mit wenig Umständen angelegt, ja meist kaum trocken ausgefüttert ist. Und wie sollte ihm dies bei der Art und dem Zustande seiner Nahrung auch möglich sein? Fand doch einer unserer Gewährsmänner in einem solchen, mit trockenem Laub ausgefütterten Kessel im Januar 1869 bei Schnee und starkem Frost einige 40 erstarrte, meist halbtote Frösche, welche sämtlich Bisswunden an Kopf und Hals zeigten und von dem Iltis aus einem nahe gelegenen Wildbache geholt und aufgespeichert worden waren. Die Gileiter der Frösche verzehrt er nicht; bleiben diese auf feuchtem Boden liegen, so quellen sie stark auf

### Iltis.

und bilden die gallertigen Haufen, welche im Volksmunde unter dem Namen Meteor-gallerte oder „Sternschuppen“ bekannt sind. Aber auch von Reihern ausgespene Froscheileiter bilden dieselben Gallertmassen. Seltener sind es Schleimalgen (Nostoc), aus denen ähnliche Gebilde bestehen.

Auch durchsucht das emsige Tier im Winter steinige Schluchten, um hier die fetten Feuersalamander hervorzuholen, die für den Iltis ein Leckerbissen zu sein scheinen. Im Sommer sind ihm die Eier und Jungen der am Boden brütenden Vögel willkommene Beute und dem Geflügelhose macht er gern seine störenden Besuche, wobei er selbst Enten angreift und durch einen festen Biß in's Genick tötet. Dann findet man bei näherer Untersuchung zwei rings von Federn entblößte Löcher,



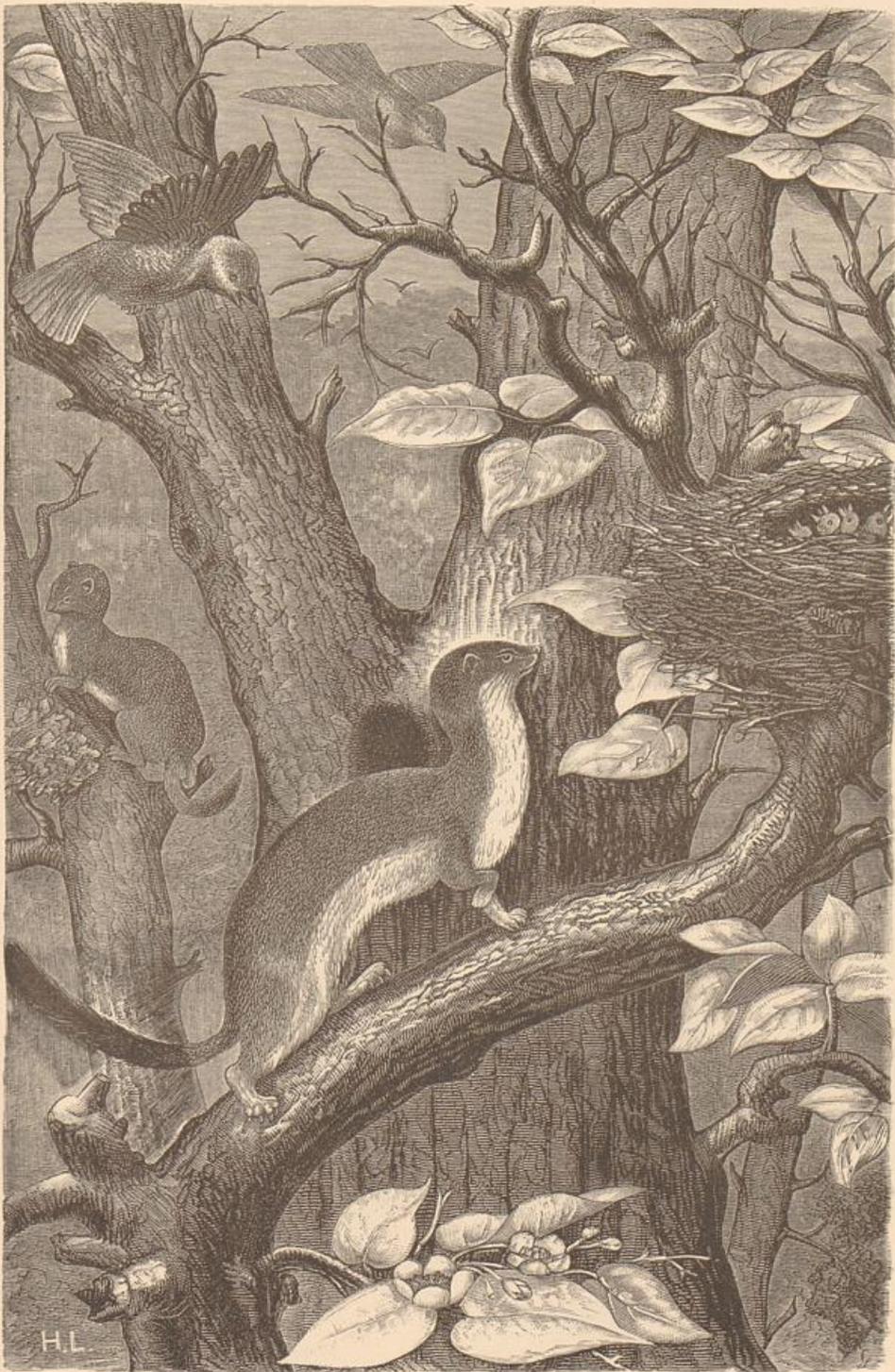
Iltis beim Hühnerneße (Fig. 48).

aus denen der Räuber zunächst das Blut gesogen, um später erst den Kopf und die anderen Teile zu verzehren. Daß der Iltis Hasen oder Hühnern in Feld oder Wald gefolgt wäre, ist aus den Spuren noch nicht zu ermitteln gewesen, wohl aber daß er selber vom Fuchs verfolgt worden, sei es um ihm seine Beute abzujaßen, oder ihn selbst zu erwürgen; abgestreifte Iltisse wenigstens nimmt der Fuchs regelmäßig auf und verspeißt sie.

Um den Lagerplatz des Iltis findet man, wenn er längere Zeit ihn benutzt hat, einen von Froschlaid, Kot u. s. w. aufgeführten handhohen Wall und um denselben in unappetitlichster Weise getötete Frösche, Molche und dergl. gelagert. Von hier aus streift er weit aber mit Gemächlichkeit umher, über mehrere Ortschaften hinaus, so daß er sich veranlaßt findet, hin und wieder Plätze anzulegen, die er vorkommenden Falles als Zufluchtsort oder zur Aufspeicherung übriger Nahrung benutzt. Aus solchen Lagerplätzen läßt er sich nur vertreiben, wenn dieselben bloßgelegt werden; sucht man ihn in Holzhaufen zu erlegen, so bleibt er bei nur einiger Vorsicht regelmäßig liegen, bis die letzten Scheite oder Reiser über ihm weggenommen werden. Gegen Hunde setzt er sich stets zur Wehr, wenn diese nicht schon durch seinen abscheulichen Gestank vertrieben werden.

Im Lippeschen ist der Iltis in Städten, Dörfern und Gehöften noch immer häufig, obwohl ihm dort allzu eifrig nachgestellt wird. Schacht fand ein Nest unter einem Hühnerstalle, ohne daß es dem Tiere je eingefallen wäre, ein Huhn zu würgen oder ein Ei zu stehlen. Ein anderer Iltis hatte sein Quartier in einem frei im Hofe stehenden Entenstalle, ohne sich an den Enten zu vergreifen. Ein dritter wohnte in einem verfallenen Bauernhause, in dem Gänse und Hühner allnächtlich ihre Ruhe hielten; obgleich er einen ganzen Winter hindurch hier logierte, hat Herr Schacht doch nicht gehört, daß das Raubtier dem Federvieh zu nahe getreten wäre. Der Schaden aber, den der Iltis sonst vielleicht auf dem Geflügelhof und an der Brut nützlicher Vögel anrichtet, wird immerhin reichlich aufgewogen durch die große Masse von Ratten und Mäusen, die er vertilgt, und so ist es schade, daß er so schonungslos verfolgt wird.

Die Jungen, welche anfangs Mai in der Zahl von 3—8 Stück zur Welt kommen, lassen sich leicht zähmen und gleich dem Frettchen zur Jagd auf Kaninchen abrichten, und es will scheinen, als ob die in alter Zeit aus Afrika nach Spanien eingeführten und von dort weiter verbreiteten Frettchen, welche gegen die überwältigenden Kaninchenmengen in Spanien zu Felde ziehen mußten, nichts weiter waren, als gezähmte Iltisse, wenn auch heutzutage eine erbitterte Feindschaft zwischen



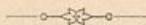
Hermelin beim Nestplündern (Fig. 49).



Frettchen und Iltissen herrscht. Letztere werden auch hier und da zum Rattenfange in den Häusern gehalten, sie sollen aber — wie dies von Katzen bekannt geworden ist — schlafende Säuglinge und selbst Erwachsene in lebensgefährlicher Weise anbeißen oder ansaugen; und ihr Geruch kann sie auch nicht besonders beliebt machen.

Der Fang dieses Proletariers unter unseren Raubtieren mit Fallen und Fang-eisen ist entschieden leichter als der der schlaueren und weniger frechen Marder; ein verrostetes mit Spreu oder Schnee bedecktes Tellereisen genügt, um ihn sicher zu fangen, und den verfolgenden Hunden gegenüber zeigt er sich wenig listig oder gewandt.

**Frettchen**, *Mustela furo L.*, werden auch hier zu Lande vielfach zum Kaninchenfang benutzt. Gewöhnlich haben sie rote Augen und einen weißen ins gelbliche spielenden Pelz. Da sie sich plastisch nicht von dem Iltis unterscheiden, müssen sie als Albinos desselben angesehen werden. Wir haben jedoch auch weiße Frettchen mit dunklen Augen gesehen, sowie dunkeläugige und braunpelzige. Die Frettchen sind außerordentlich träge und stumpfsinnige Tiere; die Jäger tragen sie in der Rocktasche mit sich zum Jagdrevier. Sobald sie aber in den Kaninchenbau laufend ihre Beute wittern, erwachen sie aus ihrer Letargie, und erinnern dann an die Bewegungen ihrer Stammart.



#### Das Hermelin, *Mustela erminea L.*

Des kurzen knapp anliegenden Haarleides wegen erscheint der Leib des Hermelins (vgl. Fig. 49) vor den bisher geschilderten marderartigen Tieren außerordentlich lang und schlank. Es erreicht eine Körperlänge von 23 cm, der Schwanz 5 cm. Die Sommerfärbung ist oben rostbraun, unten gelblich bis weiß; im Winter wird das braune Kleid durch ein schneeweißes ersetzt, nur die Schwanzspitze bleibt stets schwarz und unterscheidet sie dieses Kennzeichen leicht von dem sonst ähnlichen, jedoch kleineren und zierlicheren Wiesel. Allgemein bekannt sind die Hermelinpelze, welche aus den Winterpelzen — auf jedem Felle das schwarze Schwanzende besonders befestigt — zusammengenäht werden und die Schultern der höchsten Würdenträger unserer Kaiser- und Königreiche bei den feierlichsten Gelegenheiten zu schmücken pflegen. Die Farbenveränderung von braun in weiß wird durch den doppelten Haarwechsel bedingt; gegen den Winter, im November fallen die Haare aus und zwar zuerst an den Seiten, später auf dem Rücken und zuletzt auf dem Kopfe. Dieser Farbenwechsel steht sicher mit der Färbung der winterlichen Umgebung in naher Beziehung, denn bei Schnee wird ein weißes Hermelin besser vor Verfolgung

geschützt sein, als ein dunkel gefärbtes — nur ist es wieder auffällig, daß bei den nächsten Verwandten nicht einmal eine ähnliche Schutzfärbung vorkommt. Im Frühling wird dann der Winterpelz allmählich wieder durch das Sommerkleid ersetzt. Vom März an treten zuerst die dunklen Stellen über den Augen, in der Augenbrauengegend auf, ziehen sich dann zu den Ohren und über den ganzen Kopf hin und zuletzt über den ganzen Leib.

Dies niedliche Räuberchen besitzt bei ungewöhnlicher Körperkraft eine große Gewandtheit, und sein schlanker dünner Leib gestattet ihm, in jede Maulwurfsröhre zu schlüpfen. Hat doch Herr Mecke zu verschiedenen Malen das Nest einer Familie des großen Wiefels, wie das Hermelin auch vielfach genannt wird, aus dem Kessel einer Maulwurfsröhre ausgegraben, und zwar war das Nest meist aus Mäuse-, Maulwurfs- und Hasenhaaren und Fellstücken hergerichtet. Die Röhren der Feldmaus sind ihm zu enge; in Steinbrüchen, in zerklüftetem Mauerwerk und angefahrenen Steinhaufen hält es sich gern auf.

Das Hermelin ist eins unserer schärfsten Raubtiere, ein Mordgesell ersten Ranges, welcher sich nur von warmblütigen Tieren ernährt und dem das Morden Beruf ist. Wenn es bei seinem rastlosen Suchen und Jagen nach Mäusen einem bodenständigen Vogelneste begegnet, so wird dieses ohne Zögern ausgeraubt; alle am Boden nistenden Vögel haben von ihm zu leiden, vorwiegend aber diejenigen, welche im Felde, auf der Heide oder in Feldgehölzen ihr Nest gern auf oder an Wällen, Grabenrändern, Rainen, in dornbewachsenen wüsten Ecken anlegen, weil solche Plätze vor allen die Zufluchtsstätten der Mäuse sind und darum vom Hermelin der aufmerksamsten Durchsuchung unterzogen werden. An solchen Orten nisten folgende Vögel, deren Nester man dann auch durch das Hermelin zerstört findet: das Rebhuhn, die Ammerarten, besonders die Goldammer — hierzulande Selbgänschen genannt —, der Baum- und Wiesenpieper, der Stein-, Heide- und Wiesenschmäzer, das Rotkehlchen, die Schwarzamsel, die Laubvögeln, die Nachtigall und in Dornestrüpp selbst dem Hermelin noch erreichbar die Grasmücken. Alle diese müssen gar häufig herhalten und nicht selten wird das brütende Weibchen auf dem Neste gefangen und gemordet.

Wasser hält diesen trefflichen Schwimmer durchaus nicht ab, und Ferdinand von Droste sah es zu wiederholten Malen Gräben und Flüsse, ja selbst breite Teiche durchschwimmen, was auch der jetzige Sektions-Direktor aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Inmitten des weitläufigen Hausteiches zu Hülschhoff liegen ein paar Bleichwälle, auf deren einem eine geräumige Strohhütte stand, welche als Bruthaus

der zahmen bezw. halbwilden Enten diene. In einer Nacht nun war ein Hermelin hinübergeschwommen und hatte 11 halb erwachsene Enten durch einen Biß in den Hals getötet. Als am andern Morgen die Strohütte durchstöbert wurde, sprang das Hermelin ins Wasser und entkam. Ein andermal fand von Droste beim Ausgraben eines Hermelinestes 7 Entenkücken in seinen Röhren. Dreimal sah er selbst ein Hermelin den sicher 40 Schritte breiten Teich zu den Bleichwällen hin durchschwimmen und zwar zweimal mitten im Winter. Dr. Landois beobachtete, daß Hermeline den Afluß von der Promenade zu unserm zoologischen Garten hin durchschwammen.

Wenig bekannt ist es, daß das Hermelin auch mit einer großen Kletterbefähigung ausgestattet ist und den auf Bäumen befindlichen Vogelnestern nachstellt; die meisten Schriftsteller bestreiten sogar diese Eigenschaft und doch hat von Droste auch hierüber sichere Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt. So wurde einmal bei Hülshoff ein Hermelin von Hunden verfolgt und floh in seiner Not in eine einzeln stehende italienische Pappel. Beim Hinzueiln der Verfolger war es schon bis fast in die äußerste Spitze gestiegen, von wo es herabgeschossen wurde. Moritz von Droste schoß im Rüttenbeker Busch ein Hermelin, welches in der Krone einer alten, bis in etwa 8 m Höhe astlosen Eiche laufend zu sehen war, und ein Arbeiter des Genannten tötete mit einem Brecheisen ein Hermelin in einer hohlen Weide, als es eben einen brütenden Star auf dem Neste tot gebissen hatte. „In Hülshoff stehen“ — wie der inzwischen verstorbene Ferdinand von Droste erzählt — „meinem Zimmerfenster gegenüber an der Mündung einer Zugbrücke einige uralte Kastanien von fast 140 cm Durchmesser. Vor langen Jahren hatten bei einer durch Anfüllung des Teiches verursachten Wurzelerkrankung sämtliche Äste gestutzt werden müssen, die Stümpfe sind samt und sonders hohl geworden und dienen nun Sperlingen, Starren, Meisen und dgl. zur Wohnung. Neben dieser interessanten Kolonie nisten dort noch regelmäßig je ein Buchfink, Distelfink, Baumläufer, kleiner Buntspecht und zuweilen eine Gule, einmal auch ein Pirol, und scheint diese Gesellschaft die Hermeline, welche in dem anstoßenden Garten recht häufig umherstreifen, ihres großen Nutzens wegen aber im allgemeinen geschont werden, besonders zu Raubeinsfällen zu reizen. Bei solchen Raubzügen habe ich die Hermeline wiederholt beobachtet und auch getötet. Sie laufen mit großer Schnelligkeit dort, wo die Baumrinde recht rauh und faltig ist, auf und nieder, springen von einem Ast auf den anderen und bewegen sich so sicher und leicht wie ein Eichhorn. Da nun dort wohl 20 Sperlingsfamilien ihr Heim aufgeschlagen haben, so kann man sich das Geschimpf und Gezeter kaum vorstellen, was nun entstand, zumal da andere Spatzen

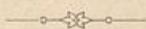
in Menge herzuströmten, so daß wir im Hause stets aufmerksam werden mußten. So sah ich am 23. April 1864, als die Spazier wieder lärmten, von meinem Fenster aus das Hermelin im Baum umhersteigen, und beim Hinüberkommen schaute es uns aus einem Astloch entgegen. Nach einem Fehlschusse kletterte mein Bruder hinauf und trieb es schließlich in das dünne Gezweig herab, wo mein Schuß es erlegte. Derartige Vorgänge wiederholten sich fast alljährlich.“

Wenn nun aus diesen Beobachtungen hervorgeht, daß das Hermelin sehr geschickt alle etwas schräg gestellten Bäume sowie die mit rauher, rissiger Rinde und unregelmäßiger, wulstiger oder faltiger Form besteigen kann, so meidet es doch glattrindige Bäume und Strauchwerk. Sie können danach freilich das Nesterplündern nicht so systematisch betreiben wie z. B. das Eichhorn oder gar der Eichelheher, weil sie nur eine geringere Anzahl von Bäumen zu erklimmen vermögen; aber leider sind es gerade die alten, größtenteils hohlen Bäume, welche zu letzterer Zahl gehören, und die von unseren Höhlenbrütern zum Nestbau benutzt werden. Dahin gehören das Gartenrotschwänzchen, der graue Baumläufer, die Kohl-, Sumpf- und Blaumeise, der Wiedehopf, die Bachstelze, der Feldsperling und in der Nähe der Gehöfte auch der Hausperling; für höhere ersteigbare Bäume kämen noch hinzu der Star und vielleicht die Spechtarten; für den leicht erreichbaren Kopf der Kopfweiden und für Reijghaufen der graue Fliegenschnäpper, der Zaunkönig, die Heckenbraunelle, die Amsel und die Singdrossel oder Zippe — und aller dieser Vögel mit hoffnungsvoller Brut versehene Nester sind den Plünderungen des Hermelins ausgesetzt. Herr Mecke teilt auch mit, daß er ein Hermelin beobachtet, welches eine allerdings nur etwa 3 m hohe buschige Eiche erstiegen hatte und dort aus einem Hänflingsneste die Jungen holte.

Daß sich das Hermelin an den Horst des Waldkauzes wagen sollte, ist nicht wohl zu glauben, denn uns sind Fälle bekannt, nach welchen Hermeline von jener Gule gefangen und verspeist wurden. Sonst fehlt es dem kleinen Mörder allerdings nicht an Mut, denn er greift trotz seiner Winzigkeit einen alten Hasen an und tötet ihn. Ferdinand v. Droste hat derartige Fälle wiederholt erlebt; jedesmal beobachtete man einen alten Hasen, wie er laut klagend und wie toll umherrannte und endlich tot zusammenbrach; jedesmal eilten die zufälligen Zeugen dieses Schauspiels hinzu und töteten das Hermelin bei seiner großen Beute. Dem Hasen aber war die Pulsader am Halse durchbissen. Zweimal trug sich dies im Sommer — Juni und Juli — und einmal im Winter zu.

Nach Schacht ist das „Hermken“ oder der „Steenrüe“ im Lippeschen häufig in Gärten, Feldern und Hainungen. Im Winter 1871/72 logierte eins auf seinem Hausboden, wo es sich als Mäusejäger sehr beliebt machte. Das Tier stieg mit großer

Geschicklichkeit an der Kante des Hauses empor und verschwand dann unter dem Dache. Erschien es einmal am Tage im Hofe, so erhoben die Hühner ein großes Geschrei und rannten tollkühn auf den kleinen Feind los, der dann auch die Flucht ergriff. Schacht fing einmal eins in einem Meisenkasten, den er mit Fleisch und einer toten Maus befördert hatte. —



### Das Wiesel, *Mustela vulgaris* L.,

auch das kleine Wiesel genannt (vgl. Fig. 50) im Gegensatz zum Hermelin als großem Wiesel, ist wie Professor Altum in seiner Forstzoologie schreibt, „in jeder Hinsicht die kleinere, schwächere Ausgabe des Hermelin. Seine Länge beträgt nur 0,6 m, wovon der Schwanz ein Drittel einnimmt. . . . Die ganze Unterseite ist weiß, die Oberseite aber wie der Schwanz, der keine abweichende Endfärbung trägt, zu jeder Jahreszeit rotbraun.“ Nahrung und Aufenthaltsorte sind wie bei dem großen Wiesel, doch vermag das kleine auch in die Mäuselöcher zu schlüpfen und so als Mäusevertilger noch mehr zu wirken als jenes, während es im Klettern viel weniger bewandert und dadurch für die in Bäumen und Sträuchern stehenden Vogel- nester weniger schädlich ist.

Es ist ebenso häufig wie das Hermelin, geht aber mehr nach Süden und weniger weit in nördliche Gegenden als dieses. Ein Mitglied unserer Sektion hat ein Exemplar im September 1880 in Münster auf dem Neuplatz erlegt; ein anderes Mitglied, B. Jarwick, erhielt von einem Wiesel-Albino Kenntnis und hatte Gelegenheit, das auch im Stadtbezirke von Münster gefangene Tierchen zu untersuchen und als in jeder Beziehung echten Albino zu erkennen, der auch nicht ein einziges dunkles Haar, selbst nicht an der Schwanzspitze aufzuweisen hatte.

Obwohl das kleinste Glied der Familie steht es doch an Kraft und Kühnheit keinem seiner Verwandten nach und keiner von diesen räumt unter Mäusen, Ratten und Maulwürfen also auf. Erwachsenen Kaninchen und halbwüchsigen Hasen springt der kleine Rittersmann tollkühn in den Nacken und ehe man's vermuten sollte, sind die widerstandslos dahin jagenden Leporiden dem grimmigen Bisse erlegen. Herr J. J. Röll fand einst bei Frankfurt a/M. einen Bussard, der ein Wiesel — und zwar zu seinem eigenen Schaden — mit den Klauen erschnappt hatte, denn der geflügelte große Räuber konnte sich des kleinen mutigen Vierfüßlers nicht erwehren, und blutete schon erschöpft aus mehreren Wunden. Der Beobachter befreite mit



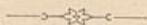
Wiesel, eine Mollmaus bewältigend (Fig. 50).

Zuſtritten den Vogel von ſeinem beißenden Anhängſel, wobei das zornige Wiefelchen den erwachſenen Mann ſo wütig angriff, daß dieſer ſich nach einem Stock als Helfer in der Not umſehen mußte.

Wohl tötet das Wiefel gleich dem Hermelin auch Tauben, Hühner und andere Vögel und verzehrt ihre Eier, wo es ſolcher habhaft werden kann, aber trotz ihrer Mordthaten klagen wir dieſe nicht ſo ſehr an wie das Eichhorn. Dieſes ſtiftet überall und excluſiv nur Böſes, ſeine ganze Wirkſamkeit iſt für die Forſtkultur verderblich, es iſt ein echter Wald- und Vogelneſt-Verwüſter. Die Wiefel ſind zwar Mörder von Profession, doch ſind von 100 ihrer Mordthaten immerhin 99 für unſere Kultur und unſere Ökonomie ſegenbringend. Für Gärtner und Pflanzſchulen iſt ihre Wirkſamkeit unerſeglich, indem ſie dem ärgſten Verderber unſerer Gartengewächſe und dem allerſchlimmſten Zerſtörer unſerer Bäume, der hier im Münſterlande bis zur Plage häufigen Mollmaus (*Hypudaeus amphibius*) nicht nur die bitterſten, ſondern auch neben dem noch kräftigeren Hermelin faſt die einzigen Feinde ſind, welche eben nicht nur die Mäufe, deren ſie zur Nahrung bedürfen, ſondern aus Mordluſt jede Maus töten, die ſie erlangen können. Ein Gärtner kann die Anweſenheit eines unſerer großen oder kleinen Wiefel nicht genug in Ehren halten. Für Wald und Feld iſt der Nutzen wenn auch bedeutend, doch nicht ſo hervorſtehend und eingreifend, dagegen erweiſt ſich ein Wiefel ſtets als Schutzgeiſt einer Korndieme,

wenn es in derselben sein Standquartier aufschlägt. Selbst unter dem Schnee, wohin Katzen, Eulen, Thurm Falken und andere Mäusevertilger nicht gelangen können, setzen die Wiesel ihre Raubzüge fort und erwürgen nicht nur die flüchtenden Ratten und Mäuse sondern rotten ganze Nester und Gehecke aus. Kommt ein Hermelin auf unseren Geflügelhof oder ruiniert es irgendwo eine Vogelfolonie, so eile man ja, daß man seiner habhaft wird, im übrigen aber können wir nur anraten, unsere beiden Wiesel als die schärfsten aller Mäusefeinde sorgfältig zu schonen und zu schützen.

Diese ganze Reihe von Tieren, also die Marder und ihre Verwandten, der Fuchs sowie das später noch zu beschreibende Eichhörnchen und andere mehr haben, wie man dies in zoologischen Gärten jederzeit beobachten kann, in der Gefangenschaft bestimmte Plätze, wo sie ihre Spring- und Kletterübungen anstellen und bei diesen Übungen wieder bestimmte Gewohnheiten, von denen die Tiere in gegebenen Fällen kaum abzubringen sind. Mit Stauern stehen wir vor dem Behälter, wo ein Edelmarder von einer Seite des Käfigs zur andern, oder von einem bestimmten Aste des darin angebrachten Baumstammes zum andern sich ohne Unterlaß bewegt. Mit der größten Genauigkeit findet jeder Fuß dieselbe Stelle wieder, von wo er anspringt und wo er den Anstoß zum Rücksprung nimmt. Unser Stauern geht allmählich in Bewunderung über, das Spiel der Rachmuskeln beginnt schon im Antlitz eines oder des andern Zuschauers, hier und da plakt schon Einer los, aber der Marder wandert ungestört und unbeeinflusst wie der Pendel einer Uhr seine Strecke ab; schon fangen die Zuschauer an zu ermüden, die heißblütigeren unter ihnen fühlen schon schwindelerregend die Wellen zum Kopfe steigen; ermattet wenden wir uns ab, um anderweit Erholung für unser wechselliebendes Auge zu suchen — das Tier fühlt nicht Ermüdung, nicht Schwindel, es erlaubt sich nicht einmal eine andere Reihenfolge seiner Bewegungen, seiner Schritte. Rastlos und eifrig als ob davon die Erhaltung einer Welt abhinge, schwingt und springt es hin und her, auf und ab, in geraden und krummen, in Bogen- und Kreislinien, bis ein Ereignis eingreifender Art dem närrischen Treiben ein plötzliches Ende bereitet. —



Die gemeine Fischotter, *Lutra vulgaris L.*

Wer in dem leider allzu kleinen Bassin unseres zoologischen Gartens die Fischotter (vgl. Fig. 51) beobachtet hat, wenn sie gesättigt mit einem toten Fische spielend oder für sich ihre Schwimm- und Taucherübungen anstellt, der wird mit freudiger Teilnahme wahrgenommen haben, daß dieses den Mardern so nahe verwandte Tier in einer Weise umgebildet worden ist, wie es für sein Leben und Treiben im Wasser nicht passender gedacht werden kann. Mit zierlichem Kopfsprünge gleitet es von dem Bassinrande hinab in das kühle durchsichtige Bad, daß mit dumpfem Tone die Wellen über dem dunklen Körper zusammenschlagen. Ein Ruck der kurzen, mit breiten kräftigen Schwimnhäuten versehenen Beine bringt das aalartige Tier durch die ganze Länge seines Spielraumes, eine Wendung des langen, etwas platt gedrückten Schwanzes schnellst den walzenförmigen Leib aus dem Wasser hervor. Jetzt schwimmt sie auf dem Rücken tief unten im Wasser und zeigt die nackten Sohlen ihrer Rudersüße, jetzt gleitet sie, mit der Hälfte des dunkelbraun bepelzten Leibes über das Wasser ragend, gemächlich dahin. Dann wieder den beweglichen Körper seitlich zum Ringe zusammenschließend rollt die spielende Otter, einem lebendigen Reifen gleich, von der Höhe zur Tiefe, von unten wieder nach oben; jeder Körperteil und jedes Haar, von den großen Schnurren der breitlippigen nach vorn scharfrandig abgestutzten Schnauze an bis zum Ende des kräftigen und allmählich sich zuspitzenden Schwanzes hin so weich und biegsam, so glatt und gleitend.

Das Ohr ist durch eine verschließbare Klappe gegen das Eindringen des Wassers geschützt; von den glattglänzenden, von oben nach unten plattgedrückten Haaren schleudert ein schüttelnder Ruck die sprühenden Tropfen nach allen Seiten, so daß das Tier kaum dem Wasser entstiegen mit fast trockenem Pelze sein Lager erreicht. Der abgeplattete Kopf mit zugespürfter Schnauze ist dem Tiere beim Durchschwimmen des Wassers augenscheinlich recht förderlich. Im Freien nun kommen ihm diese Eigenschaften, verbunden mit einem außerordentlich scharfen Geruchssinne derart zustatten, daß dies friedlich spielende Tier zu einem Haupttrüber wird, der zwar die Vögel und ihre Brut verschont, und Mäuse und andere warmblütige Tiere, ob für uns nützlich oder schädlich, ganz unbelästigt läßt, unter den Fischen und Wasservögeln aber so mörderisch aufräumt, daß man mit allen Mitteln bestrebt ist, ihn zu verfolgen und zu vernichten.

Fast in allen stehenden und fließenden Gewässern unserer Provinz, im Tiergarten bei Wolbeck, in verlassenen Stollen unseres Kohlenreviers, in ganz kleinen

### Fischotter.

Tümpeln, wenn sie nur Fische beherbergen, sind Fischotter gesehen, gefangen oder erlegt worden. Häufig und fast überall an Ufern, die ihnen Schutz gewähren oder ihre Höhlen anzulegen gestatten, finden sich die Spuren ihrer Anwesenheit: Schuppen und Gräten verzehrter Fische, Panzerschalen ausgefressener Krebse, sowie die Excremente auf kleinen Erhöhungen, Maulwurfshäufen und dergl. Im tiefen Wasser greift die Otter, von unten her tauchend, die sorglos daher rudenden Enten und Gänse und schleppt sie aufs Trockene, um dort das Fleisch von den Knochen zu schälen; auch die Fische werden von unten her gepackt, in seichtem Wasser aber in einen Winkel gejagt und dort ergriffen. Der Kopf der gefangenen Fische wird zuerst zermalmt und verzehrt. Gesättigt spielt die Otter mit Fischen, wie die Katze mit der Maus. Auch mit Fröschen treibt sie dasselbe Spiel. Nun hat sie einen Fisch oder Frosch erfaßt, nun läßt sie ihn auch schon wieder los. Ein Stoß mit der Schnauze treibt ihn vorwärts, bis das gequälte Opfer endlich nach langen Marterqualen verendet.

Der große Schaden, den das Tier unten den Fischen anrichtet, ist Veranlassung, daß sich besondere Leute zu Otterjägern ausbilden, die mit Hilfe wohl dressierter Hunde die Tiere auffangen und mit Flinte und Harpune töten oder in Tellereisen



Fischotter mit einem Fische am Ufer (Fig. 51).

und mit der Otterstange fangen. Übrigens muß bemerkt werden, daß ein von Herrn L. Beckmann im Jahre 1882 an den Externsteinen erlegtes Exemplar nur Frösche im Magen hatte.

Die Jungen, 2 bis 4 an der Zahl, kommen fast zu jeder Jahreszeit zur Welt und sie lassen sich in der Gefangenschaft leicht zähmen, so daß sie ihren Herrn auf Schritt und Tritt begleiten und unter Umständen dem Wasser ganz entfremdet werden. Wir erhielten für den zoologischen Garten ein Exemplar zum Geschenke, das auf einem Gutshofe groß gezogen war und in seiner Behausung bei uns viele Wochen lang das Wasser ängstlich vermied, an welches sich das Tier dann nur ganz allmählich gewöhnte. Dem Otterjäger Ewald Schmidt, welcher unter der Protektion des Vereins zum Schutz und zur Beförderung der Fischerei in der Ruhr und Lenne die Otterjagd im großen betreibt, und z. B. im Jahre 1881 an 50 alte und 30 junge Fischottern erlegt hat, ist es gelungen, eine aufzufüttern und zu dressieren. „Piff“ hört auf Ruf und Piff, apportiert selbst schwere Gegenstände zu Wasser und zu Lande noch besser als ein Hühnerhund. Was er im Wasser an Fischen und Krebsen fängt, bringt er seinem Herrn, um es dann aber zu verspeisen, wenn es ihm nicht schnell abgenommen wird. Die Fische geraten bei seiner Annäherung in solche Angst, daß sie zuweilen aus dem Wasser springen und auf dem Boden sekundenlang ruhig liegen bleiben.

Es möchte sich wohl verlohnen, daß mehr Leute die Zähmung und Dressierung der Fischotter auf den Krebs- und Fischfang versuchten.

Das Fleisch soll im Geschmacke dem Aalfleisch am nächsten kommen.

